Blätter für Scherz und Ernst.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

№ 75. Mittwoch den 19. September. 1855.

Das Bacharacher Meßschiff von Anno 1720.

Eine Geschichte von W. O. von Horn.

(Fortsetzung.)

Es war eine einfache Nothwendigkeit, daß sich auf dem Schiffe fast Niemand mit ihm befassen konnte. Da war Arbeit in Hülle und Fülle, denn je eher die Wirthschaft auf dem Meßschiff eröffnet und im Frage- und Anzeige-Blatt angekündigt werden konnte, desto eher begann der Profit des Schiffers Eidam. Deßwegen mußte jedes Glied der Schiffsbewohnerschaft angreifen und helfen. So lag denn der arme Zerbläute alleine in seinem südheißen Kämmerlein und blies, wie man sagt, Trübsal nach Noten. Er hatte Zeit, zu denken. Wie auch des Mädchens Lieblichkeit und Freundlichkeit, Mitleid und Sorgfalt ihm wohlthat, er erinnerte sich doch wieder aller Quälereien auf dem Schiffe; er gab dem Gedanken wieder Raum, was aus seinem Behagen werden sollte, wenn der kleine, eigensinnige und steinharte Kopf ihn unter das Regiment des Pantoffels nehmen sollte, und der besonnene Verstand rieth: Laß die Heirathsgedanken fahren! Der Rektor hat Recht! — Er spann den Faden weiter. Die Erinnerungen an das Herzeleid der Reise und was als erstes Abenteuer in Frankfurt sich daran knüpfte, traten in ihre Rechte — kurz — ein Heimweh nach seinem schönen Plätzlein am Rheine, an den weichen Lehnsessel am Ofen daheim, an die Stille seines Hauses, an die goldenen Tröpflein aus seinem Keller, an die blauen Wölklein des Knasters — ergriff ihn mit Macht und mancher Stoßseufzer entrang sich der Brust. Auch Zorn brach dann und wann los, aber er richtete sich gegen ihn selber, daß er nämlich so einfältig sei und allemal sich wieder von der schönen Hexe bethören lasse.

In dieser Gedankenreihe unterbrach ihn Ferdinand, der die erste freie Stunde benutzte, nach dem Vetter Kreuzträger zu sehen. Er blieb bei ihm und plauderte mit ihm von allerlei Dingen; erzählte ihm, daß eine große Bude mit Thieren auf dem Roßmarkte stehe, allwo jestündlich ein Menschenstrom aus- und einfluthe, weil so Außerordentliches in Frankfurt noch nicht gesehen worden. Das unterhielt ihn ungemein angenehm. Was aber Berlefick ungemein alterirte, war die Nachricht, daß sein Nachbar in Bacharach, der alte Wink, mit Tod abgegangen sei, welche ihm Ferdinand brachte. Nicht als ob Berlefick etwas für seine ihm geliehenen Gelder befürchtet hätte; Wink hatte keine Kinder und war nicht ohne Vermögen, hatte aber der Gelder zur Reparatur seines Hauses bedurft, das bei einer winterlichen Ueberschwemmung viel gelitten, sondern darum griff der Tod des Mannes ihn an, weil er ihm ein guter, braver Nachbar gewesen.

Ferdinand verbreitete sich über die vortheilhafte Lage des Hauses, über die Frequenz des Ladens und das blühende Geschäft, und man konnte merken, wie ein leiser Wunsch in seiner Seele sich wehmüthig äußerte, dann aber sich schnell wieder verkroch. Berlefick merkte das und sein gutes Herz fing an, für den guten Ferdinand zu operiren. Als er endlich weggegangen, überlegte sich Berlefick die Sache in die Länge und Breite, Höhe und Tiefe, und es kam ihm vor, als sei er dem guten Jungen schuldig für das Herzeleid, das er ihm bereitet einen rechten heilenden, sein eigenes Gewissen befriedigenden Ersatz zu geben; doch kam er noch zu keiner Entscheidung. Dennoch ging in seiller trostlosen Einsamkeit die Angelegenheit in seinem Kopfe herum, und der Gedanke, daß er nicht sehr viel auf die Kapitalschuld Winks zuzulegen habe, um das Haus an sich zu bringen, legte ein ansehnliches Gewicht in Ferdinands Waagschale.

Berlefick war indessen nicht der Mann, der rasche Entschlüsse faßte. Er mußte eine Sache ziemlich oft drehen und wenden, ehe er sie gehörig erfaßt hatte, und dazu wurde ihm Zeit gelassen, denn der Chirurgus ließ ihn, da er von Pitt gehört, der Alte habe Geld, so leicht nicht aus seinen Klauen. Er behandelte die Sache mit einer Wichtigkeit, daß es Berlefick manchmal um sein Leben bange wurde. Er mußte Arznei nehmen, eine strenge Diät halten und es fehlte nicht an allen erdenklichen Pflastern, Einreibungen und Aufschlägen. Berleficks Zustand war oft unerträglich. Als das Zelt fertig war, konnte er deutlich das Gläserklingen hören, eine tantalische Qual für ihn, der nach einem guten Tröpflein ein heißes Verlangen trug; er konnte das Gelächter droben deutlich hören und das Stampfen der Füße, wenn den Leuten der Kopf schwer wurde, machte ihn vollends toll. Dann und wann sah Eidam nach ihm, noch seltener Gustelchen, und nur Pitt ärgerte ihn alle Tage. Da waren die Besuche Ferdinands Labsal für ihn, die denn täglich sich wiederholten, bis endlich der Chirurgus mit einem Knix seine ellenlange Deservitenrechnung überreichte und zugleich die seiner Hausapotheke, welche die Heilmittel geliefert und ihn für völlig genesen erklärte.

Freudig sprang er aus dem Bette und wenige Minuten später saß er oben im Zelte, wo ihm Gustelchen lächelnd eine Flasche kredenzte, in deren dunkelm Naß er all dem Jammer der anderthalb Wochen im Schiffsverließe hinabschwenkte.

Das war aber eine Wirthschaft da oben! Es wimmelte von Trinkenden und man sah nurzu klar, die schöne Schenkin hatte so viel Antheil daran, als der köstliche Rothwein, den Bacharachs Berge geliefert. Sie wußte aber auch mit ihrer herzgewinnenden Freundlichkeit den edlen Nektar zu würzen. Alle diese Freundlichkeit aber, die sie Jedem erwies, war für Berlefick Gift und Galle, da er sah, wie gefallsüchtig das Mädchen erschien, und es kam ihm manchmal vor, als thue sie es, um ihn zu ärgern.

„Aber, Herr Berlefick," sagte sie eines Tages, „Ihr seid doch recht vergeßlich. Auf der Reise bot ich Alles auf, Euch die Zeit durch angenehme Unterhaltung zu verkürzen, und Ihr denkt nicht, daß Ihr mir versprochen habet, mir die Sehenswürdigkeiten der Messe zu zeigen?"

„Daß Dich Gott bessere mit Deiner Unterhaltung!" sprach Berlefick in sich hinein und gedachte der Qual des Garnwickelns und der schauerlichen Schiffsdisplin, mit der sie ihn gemartert, und hier, wo alle Leute rauchten, blühte sie im Tabaksqualm wie eine Rose und sagte nichts, daß er selbst rauchte und trank nach Herzenslust. Was in ihm vorging, verschwieg er und entgegnete, daß, da morgen Sonntag sei, er sie gerne dahin führen wolle. Das nahm sie an. Pitt stand dabei, und wer des Buben Gesicht beobachtet hätte, würde darauf einen Plan haben lesen können, der sicherlich seinem Feinde ein Ungemach bereiten mußte.

Der Sonntag kam mit seinen Glockenklängen und seiner Herrlichkeit. Pitt war frühe draußen gewesen und gegen neun Uhr, als am Mainufer viele Lustwandelnde erschienen, sah man eine große Zahl lotteriger Gassenbuben aus der Hefe des Volkes in der Nähe des Bacharacher Meßschiffes sich versammeln, die in lebhafter Bewegung waren. Ihre Blicke waren auf das Schiff gerichtet und man sah, sie erwarteten Jemand, um an ihm ihren Muthwillen auszulassen.

Ahnungslos waren die Bewohner des Meßschiffes. Wenige Leute kamen, um ihren Frühtrunk zu holen, welche Eidam allein bediente. Ferdinand war zeitig da, und ihm allein waren die Buben aufgefallen, ohne daß er aber einen Argwohn faßte. Derweile er bei Eidam saß und diesem erzählte, wie glücklich ihn die gänzlich veränderte Gesinnung seines Herrn Vetters mache, putzte sich Gustelchen in ihrem engen Kämmerlein und Berlefick legte seinen höchsten Staat an, den weißen Rock, die hochrothe Weste, die schwarzen Kniehosen mit Zubehör; er setzte des Perückenmachers Stübing Kunstwerk auf, dem die Puderquaste neuen Glanz und Schmelz verlieh und trat endlich also im höchsten Putze auf das Verdeck, wo Ferdinand kaum fähig war, der Lachlust über das grelle Farbenspiel der Bekleidung seines theuren Herrn Vetters den Kappzaum anzulegen. Berlefick war nicht ohne Eitelkeit und gefiel sich jetzt selbst in dem höchst modernen Anzuge, dessen bizarre Farben jedoch bei ruhigerem Nachdenken Ferdinand nicht geringe Sorgen bereiteten, da das Alles zu auffallend war.

Berlefick setzte sich zu ihm, bestellte bei Eidam eine Flasche ächten Wolfshöhler und war erstaunlich guter Dinge. Gustelchen wollte heute auch in reizendster Weise erscheinen, um Ferdinand recht zu gefallen. Sie machte deßwegen ungemein lange und ließ Berlefick und Ferdinand Zeit, ihre Flasche zu leeren, wobei jedoch Ferdinand, trotz aller Mahnungen seines Herrn Vetters, nur ein Gläslein trank und also Berlefick genöthigt war, die ganze churpfälzische Flasche, die eine halbe Maaß hielt, zu leeren. Man merkte an der höhern Farbe seines Gesichtes und seiner Nase, sowie an der zunehmenden Lebhaftigkeit seiner Rede, daß der Wein einige Wirkung zu thun nicht verfehlte. Endlich kam Gustelchen.

Selbst ihr Todfeind, wenn sie auf Gottes Erde einen gehabt, hätte bekennen müssen, rosiger, holdseliger habe er sie nie, aber auch kaum jemals und irgendwo ein Mädchen gesehen. Die Wirkung ihrer Erscheinung war in der That zauberisch. Höchst geschmackvoll war ihr Anzug. Rosenroth und weiß waren die einzigen Farben, welche Widerschein auf das holdselige, rosige Gesichtchen warfen, und sie trat so geschämig, so züchtig verhüllt auf, daß gerade dadurch jener Zauber unendlich erhöht wurde. Berleficks ganze Seele trat in die Augen. Ferdinand wagte nur dann und wann einen entzückten Blick auf sie zu richten, aber dieser Blick reichte auch hin, das ganze Wohlgefallen und das ihn durchziehende Gefühl auszusprechen. Selbst der alte Eidam konnte sich nicht satt an dem lieblichen Kinde sehen. Ferdinand mahnte zum Aufbruch.

Mit allem Ceremoniell jener umständlichen und peinlich artigen Zeit reichte Berlefick Gustelchen seinen Arm, trug in der andern das lange Meerrohr und schritt mit den zierlichsten Schritten der Dielbrücke zu, welche zum Ufer führte.

Niemand bemerkte, daß Pitt am Steuerruder stand und mit seiner Mütze dem Janhagel, den er am Ufer zusammengetrommelt hatte, ein Zeichen gab.

Kaum erschien Berlefick auf der Landungsbrücke des Schiffes, als die Buben sich enger schaarten und in einen brüllenden Halloh ausbrachen.

„Seht einmal, ein Papagei!" rief Einer.

„Papagei! Papagei!" schrien ein paar Dutzend Kehlen, klatschten in die Hände und brüllten vor Lachen.

„Seht nur, er hat einen blaurothen Schnabel und hinten ein Schwänzlein im Nacken!"

„Halloh! Ho!" schrie der Haufen und immer toller gebährdeten sich die Stricke, während Pitt am Steuer sich wälzte vor Lachen und Lust.

Die Lustwandelnden sammelten sich auf das Geschrei und bald war eine ungewöhnliche Menschenmenge hier versammelt, welche, von der tollen Lust der Buben und dem allerdings höchst komischen Anzuge Berleficks erregt, den Lachchor um ein Ansehnliches vermehrten.

Anfangs stutzte Berlefick. Es kam ihm gar nicht in den Sinn, daß er gemeint, daß er der Gegenstand dieses höchst ärgerlichen Auftrittes sein könne. Gustelchen erbleichte und erglühte in Einem Augenblicke. Ihrem Scharfblick entging die Gefahr eines höchst fatalen Auftrittes nicht; denn achtete Berlefick nicht auf die Buben, so zogen sie ihm nach mit ihrem giftigen Witz und Spotte, und die Geschichte wurde mit jedem Schritte, den sie thaten, schlimmer; achtete er auf sie und erkannte sich als den Gegenstand ihres Uzes, dann brach sein Jähzorn los und nun erst war das Fatalste zu gewärtigen.

Sie zupfte ihn darum am Arme und sagte mit zitternder Stimme: „Ach, lieber Herr Berlefick, kommt doch zurück!"

Er blieb und sah sie verwundert an. „Zurück?" fragte er erstaunt. „Was fällt Dir ein, mein Kind?"

„Ach, ach — die — Buben dort!" stotterte das angsterfüllte Mädchen.

In diesem Augenblicke fielen die Schuppen von seinen Augen, denn er sah, daß Ferdinand die Buben zu beschwichtigen suchte, freilich wohl völlig vergeblich, denn gerade seine Bitten und Versprechungen reizten den muthwilligen Uebermuth der Knaben. Immer toller schrieen sie: „Papagei! Papagei!" und ihre Gelächter wurden immer wiehernder.

Jetzt entbrannte des Alten Zorn in einer Weise, wie er selten losbrach. Er gab dem Mädchen einen Ruck, daß sie zwei Schritte zurückfuhr, schwang das lange Meerrohr und stürzte auf den Haufen zu. Mit großer Kraft faßte er Ferdinand und schob ihn aus dem Wege: „Geh'," rief er ihm zu, „und laß mich an die Meute; ich will sie kuranzen!"

Vergeblich flehte Ferdinand um Mäßigung und faßte ihn am Arm. Der Wüthende schleuderte ihn zurück, daß er schier zur Erde purzelte und fuhr unter die Knaben. Diese wichen ihm schreeind und lachend aus und sammelten sich um seinen Rücken. Dieß steigerte seine Wuth. Er fuhr herum und lief ihnen nach. Diese Hetze machte die Scene so unwiderstehlich komisch, daß Alle, die müßig und neugierig hier standen, in ein laut schallendes Gelächter ausbrachen.

Berlefick war völlig von Sinnen. Er ließ die Buben nun und rannte gegen die Erwachsenen, indeß die Buben ihn an seinen Rockschößen faßten und herumzerrten.

Während dieser immer schlimmer werdenden Scene war Ferdinand in das Zelt geeilt, um Eidam zu rufen. Dieser hatte den Lärm gehört, sich aber in eifriger Bedienung seiner wenigen Gäste wenig drum bekümmert. Jetzt eilte er heraus und kaum überblickte er die ganze Sachlage, als er, die herkulische Schiffergestalt, in drei Sätzen bei Berlefick war, ihn an den Lenden faßte, in die Höhe hob und den Zappelnden und sich wüthend Wehrenden auf das Schiff trug, wo er mit ihm hinter der Bretterwand des Zeltes verschwand.

Dieß geschah unter dem wildesten Halloh der Buben und dem brausenden Gelächter der Zuschauer. Ferdinand war indessen weggelaufen, um einige Stadtsöldner zu rufen, welche erschienen, einige der Buben faßten und die andern zerstreuten.

Einem Schlaganfalle nahe, sank Berlefick auf eine Bank des Zeltes, wo ihn Eidam niedersetzte; er war keines Wortes fähig, so kochte der Zorn in ihm. Erst nach langer Zeit begann sich seine Seele Luft zu machen im maßlosesten Schimpfen und Fluchen auf solch' Gesindel. Ferdinand war derweile wiedergekommen und führte ihn in sein Schlafkämmerlein. Sie mußten an Gustelchens

Stübchen vorbei, wo weinend über die erlittene Schmach, das Mädchen saß. Kaum erblickte sie Berlefick, als sie sich nicht mehr halten konnte und in jungfräulichem Zorne ausrief, nie werde sie mehr mit ihm einen Schritt vor das Schiff thun. Er scheine unter dem Fluche zu stehen, daß er hier in der Stadt nur Händel anfange, die zum Verderben oder zur Schmach für ihn und Andere ausschlügen. Ferdinand winkte und bat, aber das Mädchen konnte es sich nicht versagen, ihrem Gefühle Rechnung zu tragen.

„Das fehlt grade noch!" rief Berlefick und sein Zorn regte sich wieder. „Himmel und Erde, was hab' ich den Rackern gethan? Ist's nicht, als seien sie bestellt gewesen, um mich zu hänseln? Und Du willst, daß ich das in De- und Wehmuth hinnehmen soll? Etwa dazu flennen und heulen? Das ist Weibsart; meine ist, dreinschlagen, wenn man mich so abscheulich beleidigt. Bin ich schuld? Himmel und Erde! Bin ich schuld, daß das Gesindel sich da sammelt? — Und mir machst Du Vorwürfe, der ich doch lediglich der leidende Theil bin? — Das fehlt noch, um mir vollends den Leiden zu machen! Verdammt sei der Gedanke, mit dem langweiligen Meßschiff nach Frankfurt zu fahren. Verdammt der Gedanke" —

Ferdinand bat eindringlich: „Liebster Herr Vetter, lasset uns gehen, ich bitte Euch."

„Du hast Recht, Ferdinand," rief er nun. „Gehen das ist das rechte Wort. Ich will packen und das Schiff, diese schwimmende Folterkammer für mich, verlassen. Heute noch."

Er zog Ferdinand mit sich in sein Quartierlein.

„Ach, mein Gott," sagte hier der Jüngling betrübt „es thut mir so leid, daß Ihr mit Eidams brechen wollt, Thuet es nicht!"

„Treue Seele," sagte plötzlich beruhigt Berlefick, „Du weißt nicht, wie es steht; aber ich will Dir's nur sagen. Ich war ein Narr, ein Esel dazu, und wollte das Mädchen heirathen, das Gustelchen droben. Ich meinte, sie sei ein Engel."

„Ist sie denn das nicht?" fragte Ferdinand, der sich meisterhaft und heldenmüthig hielt.

„Ein Engel? Schöner Engel!" rief der Alte. „Eine Hexe ist's, die Einem bethört, aber voll Teufelei. Sie ist an allem Elend schuld. Sie hat mich dazu gebracht, mir des Rektors Narrentracht machen zu lassen. Ich versteh's jetzt recht gut, warum die Satanasse da draußen Papagei riefen. Seh' ich alter Narr denn nicht so aus? Sie hat mich schier zu Tode gemartert auf der Herfahrt mit dem verwünschten Garnwickeln! Sie hat mir Tabak und Wein verboten uad ist also die Schuld, daß ich die Püffe bei dem Wirthe bekam und noch hintennach in die Mehlwaage gesetzt worden wäre, wenn Du nicht, wie ein guter Genius, gekommen und mich aus der Tunke gezogen hättest. Nein, Ferdinand, ich will nichts mehr vom Heirathen wissen. Hoch lebe das edle Junggesellenthum mit seinem Frieden und Behagen!"

„Da stimme ich vollkommen bei," bemerkte Ferdinand.

„So? Du auch? Herrlicher Junge! Weißt Du was," sagte, schnell in eine heitere Stimmung übergehend, Berlefick, „weißt Du was? Ich reise ab und Du begleitest mich."

„Ach, theurer Herr Vetter", bemerkte Ferdinand, „das ginge schon, aber es geht nicht, denn ich bin durch meinen Contract bis gen Weihnachten gebunden."

„Verdammt!" rief Berlefick und stampfte auf den Boden. „Läßt sich denn das nicht ändern?"

„Wenn — wenn — Ihr vielleicht mit meinem Herrn Prinzipale redet" — versetzte Ferdinand. „Vielleicht wäre es dann thunlich."

„So komm' gleich!" sagte der Alte und griff nach Hut und Stock.

„Ach, werthester Herr Vetter," sprach stockend der Jüngling, „wollet Ihr mir nicht zürnen, wenn ich Euch etwas sage?"

„Heraus damit!" rief Berlefick.

„Euer Anzug," fuhr der Jüngling getroster fort, „ist so auffallend, daß ich fürchte —"

„Das ist ein vernünftig Wort," sagte ruhiger Berlefick, „bei meiner Seel', das gescheidtste, welches ich noch hier gehört! Siehst Du, das sind alle des Gustelchens Tücken! Sie ist schuld! Der Erznarr, der Rektor, trägt sie so. Bumms, da mußte ich's auch und sie sagte gar, hier trüge sich Jeder so und als würde ich in anderm Anzuge ausgelacht."

„Ihr nehmt dem Gustelchen Alles übel auf. Ich weiß, wie werth sie Euch hält, liebster Herr Vetter, und wie sie Euch hochachtet. Sie meinte gewiß, es sei so, weil der Herr Rektor sich nach der neuesten Mode kleidet. Hat keine Kinder, der Mann, und ist vermögend."

Berlefick hörte geduldig zu und das gab Ferdinand den Muth, weiter zu gehen in seiner Rede für den Schiffsfrieden. „Sie hat geweint über den Schimpf und für ein ehrbares Mädchen ist so etwas keine Kleinigkeit."

„Du hast abermals Recht," fiel ihm Berlefick in die Rede. „Ich sehe im Zorne Alles schwarz. Es ist wahr. Nun, nun, geh' hinauf und suche den Frieden herzustellen. Ich will Dir's hoch verdanken! Derweile ziehe ich eine schwarze Weste und meinen Leberbraunen an. Er ist neu und fein und wird nicht auffallen."

Er that sogleich die nöthigen Schritte und war schnell damit am Ziel. Als jedoch Ferdinand wegeilte, entstand auf dem Verdecke ein Zetermordio. Es war eine Bubenstimme, die so schrie, als ob ihr Gewalt geschähe.

„Das ist des Tagediebs, des Pitts, Stimme," sagte Berlefick. „Ich glaube, der Eidam gibt ihm ein Frühstück mit dem Tauende? — Hat's oft schon verdient, der Racker!"

Beide stiegen hinauf und was sich ihren Augen darbot bestätigte Berleficks Vermuthungen, obwohl doch andere Umstände obwalteten.

Während unten in der Kajüte Berlefick und Ferdinand ihr Gespräch führten, war ein städtischer Rumorknecht auf das Schiff getreten und nahm Eidam alleine. Er theilte ihm mit, daß der Polizeiherr die Buben examinirt, die dem fremden Herrn den Skandal bereitet, und herausgebracht, daß Pitt, der Schiffsjunge, sie bestellt und mit Geld zu dem Rumor gedungen habe.

„Mit Geld?" fragte Eidam erstaunt. „Der hat nicht so viel, als ich in meinem Auge leiden kann!"

„Der Polizeiherr," fuhr der Rumorknecht fort, „sendet mich daher, daß wir ihn einmal durchsuchen."

Eidam stand ganz starr vor Erstaunen da. Er kannte wohl seinen Schiffsjungen als einen gutgewickelten Strick, aber solche Streiche hatte er ihm nie zugetraut.

„Warum durchsuchen?" fragte er endlich.

„Weil der Herr," fuhr der Rumorknecht fort, „der in dem Wirthshause die Händel mit dem Wirthe hatte, wahrscheinlich, wie der Wirth aussagt, von dem Buben bestohlen worden ist."

Das machte den Schiffer wild. „Kommt," sagte er, „der Bube ist in die Stadt geschickt, wir wollen seine Koje untersuchen."

Das geschah und man fand eine ansehnliche Summe Geldes, darunter holländische Dukaten.

Als sie mit dem Gelde wieder aufs Verdeck kamen, trat Pitt in das Zelt.

Der Rumorknecht faßte sogleich Pitt mit energischem Griffe beim Kragen und rief: „Spitzbube, nun haben wir Dich!"

Pitt erbleichte und begann zu zittern. Alle seine Frechheit war dahin. Er schrie wie ein gefangener Marder und versprach Alles einzugestehen.

Zu dieser Prozedur kam eben Berlefick und Ferdinand recht gelegen.

Eidam, der von Zorn erhitzt war, hielt ein getheertes Tauende in seiner Hand und dieß hochnothpeinliche Zungenlösungsmittel wirkte Wunder, denn während Pitt voll Angst seine Augen darauf gerichtet hielt, bekannte er

seinen Diebstahl und eine Aufhetzung der Buben am Strande, denen er das Geld gegeben hatte, welches an der Summe fehlte, welche er Berlefick entwendet; er bekannte den Weindiebstahl in Bacharach eben so.

Alle standen betroffen da, als der Tagedieb seine Verworfenheit und auch den Grund seines Hasses gegen Berlefick eingestand.

Jetzt erst erwachte Eidams Zorn. Er riß den Strick aus des Rumorknechtes nerviger Faust und maß ihm das Tau unbarmherzig an. Selbst Gustelchens Flehen half nicht.

Als er endlich sein schiffisches Strafamt vollzogen, übergab er Pitt dem Rumorknecht.

„So," sagte er aufathmend. „Jetzt hat die Schiffszucht ihr geheiligtes Recht. Das war für die Streiche, die er auf dem Schiffe verübt. Was er im Wirthshaus, auf Eurem Stadtgebiete gethan, mögt Ihr nach Urtel und Recht bestrafen."

Damit übergab er den bösen Buben dem Rumorknecht, der ihn nach dem Gefängnisse abführte.

Lange wurde die Geschichte noch verhandelt an Bord des Meßschiffes, und unvermerkt gelang es Ferdinand, die milderen Saiten anzuschlagen, deren Ton einen friedlichen Klang annahm. Freilich weigerte sich Gustelchen entschieden, heute in die Stadt zu gehen, unter dem Vorwande, die Gassenbuben möchten auf eigne Faust dem Herrn Nachbar aus Rache noch einen Denkzettel anhängen.

Dabei blieb's denn und Berlefick und Ferdinand traten alleine ihren Weg nach dem Roßmarkt an.

Unterwegs sprach Berlefick seinen Willen auf's Bestimmteste aus, Frankfurt am andern Morgen zu verlassen, und begab sich, da die Wohnung von Ferdinands Principal auf dem Wege lag, zu diesem.

Hier trug Berlefick auf die Entlassung aus dem Verhältnisse an, in das Ferdinand zu dem Kaufmanne getreten war. So belobend sich auch dieser über Ferdinand aussprach und so wenig er ihm im Wege stehen wollte, so machte er doch darauf aufmerksam, daß er ihn jetzt, mitten in dem Meßverkehr, unmöglich entbinden könne; er wolle aber, sagte er, wenn die Messe vorüber sein würde und er einen andern Ladengehülfen gewonnen haben würde, ihn ziehen lassen.

Das genügte sowohl Berlefick, als Ferdinand, dem noch die Rückreise mit dem geliebten Mädchen in Aussicht stand, vollkommen, und Beide verließen vergnügt das Haus, um nach dem Roßmarkte zu gehen, ja Berlefick schien sehr geneigt, den Gedanken an eine schon morgen vorzunehmende Abreise aufzugeben, um alsdann in der alten Gesellschaft, und frei von Gustelchens quälender Schiffsordnung, heimzukehren, da sie jetzt den Tabak herrlich ertrug und nichts dagegen hatte, wenn Berlefick sich den Rothen im Zelte schmecken ließ. Leider aber sollte ein unerwartetes Ereigniß diesen schnell gefaßten Entschluß umstürzen und ihm Frankfurt vollends verhaßt machen. (Fortsetzung folgt.)

Miszellen.

George Sand erzählt in der „Geschichte meines Lebens": Maurice Dupin — ihr Vater — befand sich 1807 in Spanien. Er war Adjutant Murats geworden, und hatte seiner Frau mitgetheilt, daß sein Dienst ihn für längere Zeit in Madrid festhalten werde. Die letztere scheint dabei von einem eifersüchtigen Argwohn ergriffen zu sein. Genug, sie entschloß sich, mit ihrem Kinde sich aufzumachen und Maurice zu folgen. Die Frau eines Armee-Lieferanten, welche im Begriff stand, dieselbe Reise zu machen, bot ihr einen Platz in ihrer Kalesche an; der einzige Beschützer der beiden Frauen auf der langen Fahrt ist der kleine zwölfjährige Lakai der Lieferantin. Das erste Reise-Abenteuer, deren die Sand sich erinnert, knüpft sich an die Gebirge Asturiens. Mitten in der Nacht erblicken die Reisenden drei verdächtige Personagen, welche sich, zwei seitswärts, eine zehn Schritt vor dem Wagen, aufpflanzen und unbeweglich stehen bleiben. Madame Dupin schreit dem Postillon in ihrer Herzensangst zu, er solle wenden und die Flucht ergreifen — sie erblickt schon die Gewehre und die spitzen spanischen Hüte der Räuber, aber der Postillon läßt seine erschrockenen und sich bäumenden Pferde vorwärts lang ausgreifen, die drei Verdächtigen lassen den Wagen still und unbeweglich vorüber, und als man außerhalb ihres Bereiches ist, wendet der Postillon sich lachend zu den Frauen: „Haben Sie wirklich ihre Hüte und Gewehre gesehen? Ja, sie hatten freilich etwas im Schilde, denn umsonst standen sie nicht auf den Hinterbeinen, und hätten die Pferde den Wagen umgeworfen, so wäre es uns schlimm ergangen — — es waren nichts weniger als drei große Bären aus dem Gebirge."

Ein kostbares Osterei. Ein Pfarrer in der Umgegend von Paris bat vor einiger Zeit den Komiker Levassor, mit seinem ausgezeichneten Talente zur Verherrlichung eines Festes beizutragen, das zu einem wohlthätigen Zweck gegeben werden solle. Mit Vergnügen ging Levassor auf die Einladung des braven Pfarrers ein, und es brauchte nur sein Name auf dem Programme zu stehen, um dem Unternehmen einen glänzenden Erfolg zu sichern. Der Pfarrer wollte für die freundliche Mitwirkung des Künstlers seine Dankbarkeit bezeigen; er nahm daher zehn Goldstücke aus seiner eigenen Kasse und steckte sie mit feinem Zartgefühl in ein reichverziertes Osterei, um sie so zu Levassor gelangen zu lassen. Als Levassor die Goldstücke fand, schrieb er an den Pfarrer ein Billet, des Inhalts: „Herr Abbé! Welche liebevolle Freundlichkeit erweisen Sie mir! Sie wissen also, daß ich die Eier liebe, und haben mir ein so schönes überschickt. Meinen herzlichen Dank! Nur eins wissen Sie nicht, und Sie werden mir erlauben, daß ich Sie davon in Kenntniß setze: Ich pflege nur das Weiße des Eies zu essen; das Eigelb schenke ich den Armen." Diesem Billet schloß er die zehn Goldstücke wieder bei und der Pfarrer war nicht wenig erfreut, die Ernte des veranstalteten Festes durch den Edelmuth des Künstlers noch um diesen Betrag erhöht zu sehen.

Auf einem Balle forderte ein Herr auf Veranlassung seiner Gemahlin ein Glas Limonade am Schenktische, bezahlte es und trug einem der Diener auf, es seiner Gemahlin zu bringen, indem er auf einige Damen mit der Hand deutete, die eben zu einer Gallopade antraten.

Der Bursche, nicht genau darauf achtend, welche Dame ihm bezeichnet worden, überreichte es also einer andern als der Gattin des Herrn, der es bezahlt hatte. Als der Letztere näher trat, ward er, dies bemerkend, verdrießlich und wollte den Irrthum durch Husten bemerklich machen.

Seine Gemahlin fragte ihn, eben nicht in rosenfarbigem Humor, da sie ihren Wunsch nicht befriedigt sah:

„Was soll denn das Husten?"

„Warum soll ich nicht husten," antwortete er, „wenn die Limonade in die unrechte Kehle gekommen ist."

„Man hält mich für sehr jung," sagte eine bornirte Coquette zu einem jungen Manne, in der Erwartung, eine schmeichelhafte Antwort zu erhalten.

„Das ist etwas sehr Altes," sagte er trocken.

„Was ist ein Amphibium?" fragte ein Lehrer bei einem Examen einen seiner Schüler.

„Ein Thier, das theils auf dem Lande, theils —" er stockte. „Nun theils?"

„In der Stadt lebt."

Redakteur: L. Stahl in Düsseldorf. — Druck und Verlag der Stahl'schen Buchdruckerei Grabenstraße D. Nr. 794.